

Ein Mostlied

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **38 (1912)**

Heft 39

PDF erstellt am: **26.04.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-444929>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die „tode Saison“ ist nun zu Ende und die „lebendige“ beginnt. Schon haben unsere Theater ihre Eröffnungsvorstellungen geboten, alle möglichen Konzerte werden angekündigt, dem lieben Publikum werden bereits auch die obligaten Vorträge jeder Art angedroht, ja sogar zu Bällen und anderen ähnlichen Anlässen wird emsig mobil gemacht und — last not least — auch die politischen Trompeten und Trommeln mit dem sie begleitenden Tamtam lassen sich schon vernehmen.

Dieser letzterwähnte Ohrenschmaus ist aber ziemlich ungenießbar, dabei greift er in sehr störender Weise sämtliche Trommelfelle, Nerven und Mägen an und, wenn's jußt um eine Stelle oder ein Amt juckt, dessen Portemonnai wird sogar obendrein noch in Mitleidenschaft gezogen.

Ja, es ist Herbst geworden, kalter, trüber, nebelreicher Herbst, obwohl wir bis jetzt auf den uns leider schuldig gebliebenen Sommer vergeblich gewartet haben. Ueber allzu große Hitze durften wir bisher nicht klagen, aber es hat den Anschein, daß wir noch tüchtig eingeheizt bekommen. Denn was wäre auch die schönste Sommerwärme gegen die heißen kritischen Tage, mit welchen uns die verschiedenfarbigen Politikanten aller Parteien während der nun beginnenden politischen Kampagne aufwarten wollen. Wer Lust hat, sich den Buckel recht gründlich vollzügen zu lassen, der braucht nur gewisse Parteiblätter zu lesen. Jeber Standpunkt, natürlich nur der der eigenen Partei, ist eine „mannhafte Prinzipienklärung“, und die Kandidaten, selbstverständlich immer nur die der eigenen Partei, sind Ehrenmänner vom Scheitel bis zur Sohle, resp. von der Glage bis zum Plattfuß; fähig, patriotisch oder vaterlandslos aber rücksichtslos je nach Bedarf, bis zum Erzeß vorzugehen. In den Versammlungen, nota bene auch nur in jene der eigenen Partei, herrscht stets „Einnützigkeit, musterhafte Ordnung und zugleich der größte Enthusiasmus.“ Dabei wird jederzeit ganz natürlich der Sieg der eigenen Partei mit einer verbilligenden

Bestimmtheit vorausgesetzt, wie sie nur bei Propheten, namentlich bei falschen zu finden ist.

Das ist aber alles erst nur die Einleitung; in kurzer Zeit wird's noch ganz anders kommen, da wird dann das grobe Geschick aufgeföhren. Die Gegenparteien und namentlich ihre Kandidaten werden schlecht gemacht nach Noten und an das arme unschuldige Stimmpublikum werden heßflammende Mißrufe gerichtet. „Stimmt Genossen, stimmt!“ ruft der Stimmwüterich, „wenn nicht mit Ueberzeugung so doch aus Pflichtgefühl, alle anderen Geföhle laßt beiseite.“

Auf der anderen Seite heißt es: Stimmt, Bürger, stimmt! Alle Eure Rechte sind in Gefahr von der roten Flut hinweggeschwemmt zu werden, stimmt unsern Kandidaten, wenn auch contre coeur, aber stimmt!

Zuweilen wird auch besonders Gewicht darauf gelegt, daß der stimmfähige Mann sich so früh wie möglich an der Stimmurne einfinde, womöglich vor dem Frühschoppen, obgleich darin noch keine Bürgschaft für das gänzliche Nüchternsein geboten ist. Es versteht sich von selbst, daß die Jagd nach den Stimmen intensiv betrieben wird; dabei kennt man in verschiedenen Quartieren keine Schonrevierzeit und jenen, welche von der heßtesten und schönsten Bürgerpflicht keine Ahnung haben, wird die Sache leicht gemacht; sie brauchen in vielen Fällen den Stimmzettel gar nicht auszufüllen, da gibt es immer freundliche Leute welche das in ihrem resp. im Sinne ihrer Partei mit Freuden tun, — die Stimmen werden ja gezählt und nicht gewogen.

Recht belustigend — zum Heulen lustig — ist auch eine andere Jagd. Da wird auf die Taggeld-Virsch gegangen, bei welcher die Schweiz Unfallversicherungs-Anstalt das gehegte Wild abgibt. So zwanzig Verwaltungsrats-Fränkli zu den andern Haupt- und Nebenposten sin ja sicher nicht zu verachten und wer sie erhält, rechnet sich jedenfalls nicht zu den Verunsfallten. Aber „lustig ist es gleich“ daß unser soziales Friedenswerk bei seiner Bestellung schon den hellen Krieg entfachte.

Der Lengnauer Bär.

Nach Lengnau kam ein großer Bär,
Gewandt in vielen Dingen:
Es war ein ganz „süßtrefflich“ Tier
Und konnte prächtig — schwingen. —
Beim Schwingen war er stets coulant
Und gegen Damen sehr galant. —

Er wußte sich als Gentleman,
Die Herzen zu gewinnen:
Er bodigte die Schwinger nur,
Und nie die Schwingerinnen:
Und kam ein hübsches Mädchen d'ran
Dieß er sich werfen mit Ean. —

Doch eines schönen Morgens war,
Lengnau in tiefer Trauer:
Die Schlösser fort, der Bär war tot,
Es kam der Totenschauer.

Das arme Bärl wird feiert,
Und die Vergiftung konstatiert. —

Des Landes Jäger aber wußt'
Die ganze Sache besser;
Schrieb in den Polizeibericht:
„Er fraß die Käfigschlösser,
Und konnte — schwächlich war sein Magen
„Das Eisenfressen nicht vertragen.“

„Der Tierarzt ist Theoretiker,
„Dem „ich“ nie viel vertraute:
„Die Käfigschlösser fand er nicht,
„Weil sie der Bär verdaute.“ —
Und wem das Glauben plag' macht:
„Gedruckt steht's in der „Tagwacht.“ —

Eisebeth.

Ein Mostlied.

Laßt singen uns ein Lied des Mostes,
Von dem es heuer sehr viel gibt,
Und der bekanntlich bei den Damen,
Weil er noch süß, sehr ist beliebt.

Denn seine Süße, o sie schmeichelt
Den garten Gaumen immerzu;
Und trinkend, immer trinkend, preist man:
O neuer Most, wie süß bist du!

Jedoch der Schalk sitzt ihm im Nacken,
Wenn man vom Most so sagen kann,
Gefährlich wird er nicht dem Kopfe,
Doch anderswo mitunter dann.

Dann heißt es, flinke Beine haben,
Man springt, ein jeder weiß wohin,
Damit das kleine Ungewitter
Zur rechten Zeit sich kann verziehn.

Iwis.

Zur Volksabstimmung vom 29. September.

Der Kanton Zürich an der Spitze, das war von jeher das Feldgeschrei bei allem, was die Schule und die Lehrer betraf. So soll es auch auf dem Gebiete der Lehrerin sein in punkto Zweckmäßig- und Tugendboldigkeit. Daß hunderttausende von Wirtinnen, Verkäuferinnen, Beamtinnen, auch einige Fabrikarbeiterinnen und da und dort eine reiche Dame sich um Mann und Kinder nicht mehr kümmern, sondern sie in den Händen fremder Leute dem Verderben anheimfallen lassen, das kann nicht mehr geändert werden; man bekäme da vermutlich die Antwort: „Ich bitte sehr!“ Wo man aber ohne Risiko einer energischen Abfuhr das entartende Weib noch kraft der Gesetzgebung an seine einzig richtige Bestimmung erinnern kann, da soll man es tun. Wir meinen die Lehrerin, wenn sie heiraten will. Ein Mann kann wohl Regierungsrat und Ständerat sein und noch drei bis vier Aemter nebenbei versehen, die alle einen ganzen Mann erfordern, von den Vereinen und Kegelabenden gar nicht zu reden. Das Weib aber kann nur Gattin und Mutter sein, Tag und Nacht. Wir haben eine viel zu hohe Meinung vom Beruf einer Hausfrau (nämlich bei der Lehrerin), als daß wir es zugeben können, daß die Frau (nämlich die Lehrerin) sich zersplittere. Die Ausrede vom Zugzug fremder Hilfskräfte ist eine faule (nur bei der Lehrerin). Man kennt die Früchte einer Erziehung, welche Gouvernanten und Ammen und Dienstmädchen überlassen wird!! (Nur bei den Lehrerinnen, bitte!) Und dann die Dezen!!! werde Mitbürger! Was soll aus einer Schulkasse werden, wenn vor ihr die Lehrerin täglich runder wird und das unschickliche, „nur für Erwachsene“ bestimmte Geheimnis der Menschwerdung so öffentlich vor sich geht — —! Skandalös! Mitbürger, Zürcher Volk! Nehmt das Jölibatsgesetz an; es wird ein Grundpfeiler sein, weiterzubauen. Ein guter Geist aus der glorreichen Zeit der Sittenmandate ist in die erleuchteten Köpfe der Gesetzgeber einer neuen moralischen Aera gefahren. Sie werden nicht ruhen an der Drehbank der Gesetzesmaschine, bis alle verheirateten Frauen im Kanton ausnahmslos nur noch Hausfrauen sind; denn sie sind noch nicht so alt, daß sie nicht noch wüßten: „was dem einen recht ist, ist dem andern billig“. Und dann die Schicklichkeit! Es sind Entwürfe im Werden, die das zürcherische findliche Auge und Herz noch in viel höherem Maße vor dem aufstößigen Anblick einer Schwangeren bewahren sollen. Danach sollen z. B. in Haushaltungen, wo dieser fatale Zustand sich bemerkbar zu machen droht, familiäre bereits vorhandenen Kinder nur noch mit verbundenen Augen mit ihrer Mutter verkehren, sofern sie nicht bei entfernt wohnenden Verwandten untergebracht werden können. Nach Tagesanbruch oder vor Beginn einer gesetzlich zu bestimmenden Dämmerung werden im Kanton Zürich fürstig keine schwangeren Frauen mehr zu Fuß sich in den Straßen zeigen dürfen, es sei denn, daß sie ihren nur für Erwachsene bestimmten Zustand durch hutschachteln oder Marktnetze u. dergl. genügend verbergen können. Den schwangeren Fabrikarbeiterinnen ist ein besonderer Weg von und zu der Arbeitsstätte anzuweisen, der von Kindern nicht begangen werden darf. In Wirtschaften, wo schwangere Wirtinnen zu sehen sind, dürfen zum Bierholen keine Kinder verwendet werden usw. usw. Hie Zürich! Hie Jölibatsgesetz. Hoch das berühmte Zürcher Familienleben, hoch die zürcherische Schicklichkeit!

Papierenes.

Die „hohe Pforte“ im Goldenen Horn,
Weiß nicht mehr wohin sich wenden,
Die Serben krakehlen, der Grieche droht,
Es knistert an allen Enden.
Der Ferdinand setzt sich auf's hohe Roß:
Der Montenegriner geht rauben:
Drum sendet sie nach Italien
Papierene Friedensstauben.

Italien hat ja doch voriges Jahr,
Ganz Tripolis annektiert:
Und hat am Papier die Annexion
Ganz tadellos durchgeführt.
Und was Italien jetzt nun verlangt,
Die Pforte ist es zufrieden.

„Es hau'n die Araber die Tschingen ja doch“

Am Papier aber herrscht dann der Frieden.

Die interparlamentarische Union,
Hat den Lustkrieg jetzt gänzlich verboten;
Den Ausschlag hiezu, den gab ein Protest,
Gebracht von dem Halbmond dem roten.
In Deutschland, Frankreich und England-
erzeugt,

Lustflotten man flott nach den Noten:
Der Lustkrieg ist in Zukunft ja doch,
Nur auf den Papieren verboten.

Marokko in Flammen, in Mexiko brennt's
Bei Derna fall'n tausende Krieger.

Geg'n Deutschland rückt mit dem Bayonnett
D'amade, der markierte Sieger.

So Dreibund wartet, wie Trippelentente,
Daß die Bombe nun mal explodiere:
Und in Genf macht in Frieden der Friedens-
kongreß

Natürlich — nur auf dem Papiere.

Eisebeth.

Folgen des deutschen Kaiserbefehles.

Lehrer (die Buben in der Schule fragend): „Wer het also d'r Landvoogt
Gessler i d'r hohle Gaß a' Chüßnecht
abe g'schölle?“

Alles schweigt.

Lehrer: Also sag du mer's, Ruedeli.

Ruedeli: Dr . . . dr . . .

Lehrer (will ihn auf die Spur bringen):

Wil . . . Wil . . .

Ruedeli: „Dr Cheiser Wilhelm!“